Saarheimatbilder

Illustrierte Monatsbeilage
zum
Saar-Freund

Nummer 12 / 4. Jahrgang

Berlin, 15. Dezember 1928

Winterbilder der Heimat.

Photographien von M. Wentz, Saarbrücken.

Von A. Scheith.

Sonnenfroher Wintertag.

Laut ist die Stadt und heiß ihr Leben. Und gar zu eng wird es mir oft in ihren Straßen. Dann erfaßt mich die Sehnsucht nach der Stille und nach der Weite, wie sie draußen ruhn an einsam träumenden Halden und in weltenfernen versonnenen Wäldern.

Zu heißem Hunger aber wird dies Verlangen, wenn die Wintermorgensonne ein leuchtendes Schneeland mit hehrem Glanz übergießt. Die weiße, strahlende Winterweite lockt mit heimlichen Verheißungen. Holde Märchenwunder warten da draußen im Schneegefild.

Dann wird das Heimweh wach nach den stillen, weißen Tälern der Dorfheimat, nach ihrer keuschen, unberührten Reinheit, nach ihrer beglückenden Ruhe, ihrem hehren, heilenden Frieden. Die Halden der Saarberge kamen mir in den Sinn, dort, „wo um Burg und Kapelle das Märchen zieht", als ich über ein stilles Land mit weitem, freiem Blick nachsann, wo ich den sonnenfrohen Wintertag verbringen könnte.

Blick auf St. Arnual vom Wackenberg.

Schön wird es da droben sein. Die Sonne lacht. Und das weite Schneeland leuchtet. Weiße, lichtgolden umsäumte Wölkchen ziehen am blauen Himmel. Ein leichter Wind treibt ihre Segel. Die Bergluft ist weich und frisch, zum Trinken. Weiße Unendlichkeit liegt über Tal und Gehängen. — Und das Dörfchen droben sieht mit seligem Friedenslächeln des Eremiten hinab in die Welt. Kein fremdes Wandervolk wird lachend und singend

heute seine tiefverschneiten Gassen gehn. Und das uralte Kirchlein am Höhenrand, das beim Bergfriedhof die Wache hält, wird allein sein mit seinen Toten. Keine Neugierde wird heute hineinschauen durch sein Gittertor auf die Reihen der Grabhügel. Eingedeckt liegen die, schlafend unter der weichen Hülle. Schneeverweht stehn Kreuz und Grabinschrift. — Und hehrer, ungestörter Frieden wird heute die einzigartigen, hoch aufragenden Felsbasteien des Klausenberges umruhen, dort oben das Bergkirchlein aufragt als Wahrzeichen und treuliche Hut des Heimattales zu seinen Füßen. Das seltsame Totenkirchlein, das in seiner hehren Eremitage den landfahrenden, kampftrutzigen Heldenkönig, den im Tode noch so Ruhelosen, nun mit engem Felsgewänd und schwerem Marmormal umschließt.

Dorthin will ich heute pilgern auf einsamer Winterfahrt, heimliche Vorfreude und selige Erwartung zum Wander- und Weggesell . . .

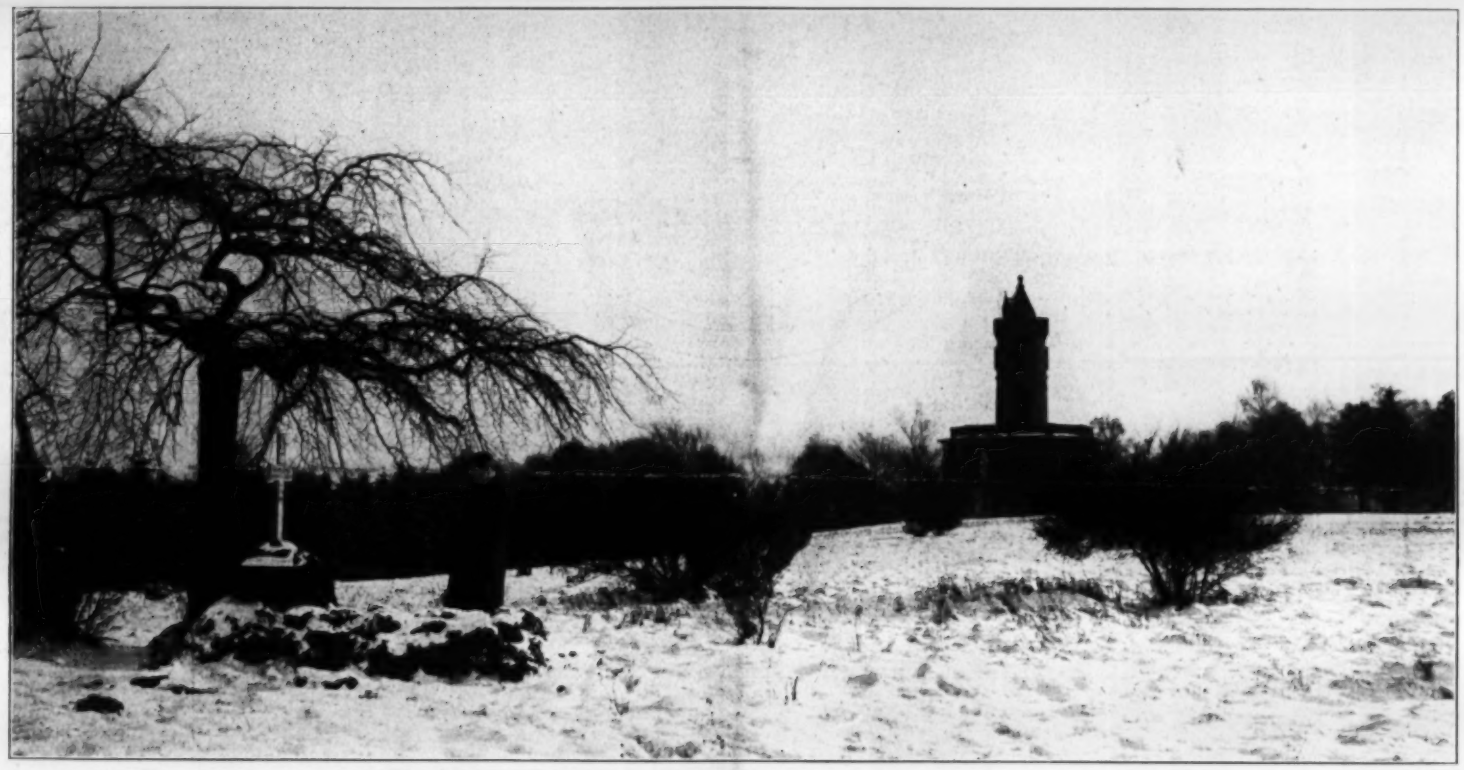
Die Räder des Zuges stampfen ihr hastiges, ungestümes Lied. Nur fort, nur fort! Hinaus aus dem Düster, das grau und bang über dem Häusermeer der Großstadt lastet. Hin an den gigantischen Eisenburgen und ragenden Schloten, die schwelender Glutenhauch und giftiger Brodem umbraut und ein Schmerzensschrei der Arbeit umgellt. Entlang den ragenden Zechentürmen, dort über dem aufragenden Eisengegitter hastig die Seilscheiben hinabspielen zu den dunklen Tiefen, die starkes, blutheißes Leben bannen in Nacht und ringende Not. Heimat, ja, schön bist du, wo deine Herdstätten rotleuchtend flammen und du schaffst mit Händen, die Ruß, Schweiß und Schwielen überdecken; wo du werkest in harter, doch stolzer, adeliger Fron. Und Gruß dir im dunklen, arbeitszerfetzten Werkeltagkleid! Doch, grolle mir nicht, wenn ich heute deine lohenden Arbeitshallen fliehe im Hunger nach einem Sonntag der Seele, draußen, in Einsamkeit und sonnenleuchtender, hehrer Winterpracht. . . .

Merzigs weites Talbecken tut sich auf, wundersam staffiert von der Felsbarre seines Hintergrundes. Der dräuenden Wehr, die leuchtendes Wintergewäld majestätisch überbordet. Ungestüm rauscht der Fluß, der in hochgeschwellten, trüben Fluten dahinrollt. Ein gewaltiger See, liegt die Talweite. Wildentenflüge fallen auf den grünen Inselborden ein. Möwen stoßen fischend auf das Wasser nieder. Und mit gemessenen Schwingenschlägen zieht ein silbern blitzender Reiher über dem Flußspiegel hin. . . .

Donnernd durchdröhnt unser Zug den schwarzen Schlund des Tunnelberges. Und aus seinem Felsentor jäh hervorbrechend hinein in das Märchenreich von Mettlachs zaubrischem Grund. Wo Felshalden, niederwallender Bergforst und hallendes Wellenrauschen, herrliche Mönchsrekluse von einst, altehrwürdige Kapellenstätten und vornehme Weltkeramstätte der Gegenwart mit der schmucken Siedelung des Grundes sich einen zum schönsten Talbilde unserer Heimat. . .

Eng wird das Tal. Steinrauschen neigen dräuend über dem schmalen Schienenweg. Wie gehämmertes Kupfer leuchtet das nasse Gestein. In langen Schnüren kristallenen Frostgeschmeides hängt das Wasser von den moosigen Felsstirnen herab. Unter welliger Schneedecke schlafen Heide, Wildkraut und Eichenloden an den Hängen.

Ganz droben aber steht der Bergwald in sonndurchblitztem Duft. Dick und phantastisch hängt der Rauhreif in seinem starren Geäst. Silbersträhnen hüllen seine Kronen. Dort unter dem blausilbernen Kuppelgewölbe von Himmel und Winterwald geht die Märchenfee im weißglitzernden, wallenden Schleppgewand, die sonnengoldene Krone im Haar und leise klingende Silberglöckchen am Gewandsaum. Mit großen, traumtiefen Augen geht sie hindurch, mit sachten Schritten und sorglich tastenden Händen durch den weißen Bergwald des Heimattales. Und sehnsuchtsheiße, versonnene Menschenkinder nimmt sie an der Hand und führt sie fort, weit, weit in ihr holdes, heimliches Zauberland, das wonnige, süße Schauer durchbeben. . . .



Heldengrab beim Winterbergdenkmal.

Serrigs Dorfgassen liegen einsamstill. Froh geht unser Schritt den sonnenhellen Weg hinab zur Fähre am Fluß. Reißend zieht der eingeengte Strom. Und rauschend schießt unser Kahn durch die angeschwellten, treibenden Fluten hindurch. Nicht anders kommt es mir vor, wie eine kühne Kampf- und Eroberungsfahrt über den wehrenden Fluß der Felsenfeste mit ihren dräuenden Bastionen entgegen. Lebhaft umweht mich hier ein Hauch altersgrauer, sagenhafter Vergangenheit, die um Talstätte, Hangweg und Felshöhe ihre Mär raunt. Wo vor zweitausend Jahren und mehr noch hier, von sehnigen Keltenarmen gesteuert, der primitive Einbaum die Wellen des Saravus furchte; grimmer Keltentrotz hier um Heimat und Freiheit rang, nutzlos ankämpfte gegen die siegende Eroberungszähigkeit der römischen Eindringlinge. Und wie es dann, vor 1500 Jahren, wohl hier ausgesehen haben mag, wo eben unser Boot hart aufsetzt auf den in die Flut gesunkenen altmorschen Weidenstamm? Damals, als das harte Frankenschwert die sinkende Römermacht gänzlich daniederschlug und mit rächendem Brand ihre Stätten tilgte? . . .

Friedlich und geruhig doch geht heute das Leben hier hin. Ein Fischer hält am Flußufer. Klatschend saust sein Netz in die Tiefe. Und seine braunen Buben jubeln, wie es beuteschwer wieder auftaucht. Eng schmiegt sich der Weiler Staadt in die Seitenschlucht, die das Eingangstor bildet zur Berghöhe, wo wenige die Wegewacht zu halten und dem Eindringling zu wehren vermöchten. Kinder jauchzen hier auf lustiger Schlittenfahrt.

Blendend liegt die steile Rebwand im Sonnenglast. Und ihre losgebundenen Rebenruten recken sich wohlig auf und träumen von Herbstsonnenglut und lachenden Winzerinnen. . . .

Hinter dem Weiler aber liegt verwunschenes Land. Keine entweihende Spur noch zog an diesem Tage den schmalen Waldpfad an der Berghalde hinauf. Wuchtig und grotesk wachsen droben aus dem silberleuchtenden Rauhreiswald die Felsgebilde empor. So seltsam eigen muten sie mich heute an. Burggemäuer, heilige Schauer durchrinnen den Wald, der Hut und Wache hält um das Heiligtum. Wo in Einsamkeit und Frieden beim weitschauenden Bergkirchlein stille Klausner ihre schlichte Felsenheimstatt hatten. Wo in seltsamer Berg-Eremitage nun ein Held und König ruht, ein Schwertgewaltiger, den der graue Ritter Tod nach ruheloser Kriegsfahrt seines Lebens und dem Heldentod auf der Walstatt von Crecy hergeleitete zur Rast in treugeliebter Heimaterde. . . .

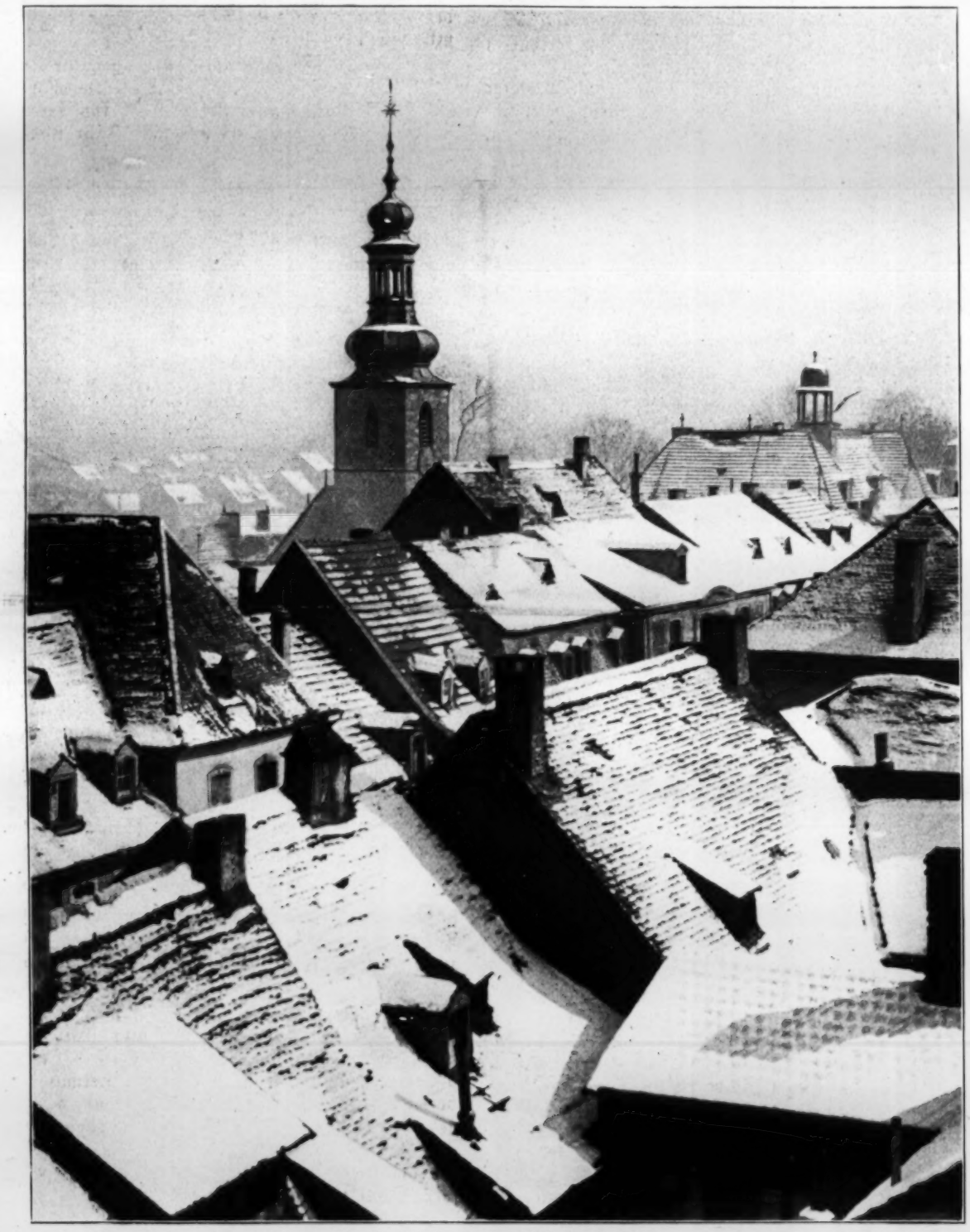
Wintermorgen an der alten Brücke.

Chöre und Kapellen mit Kuppeln und Türmen, ragende Säulen mit Bogenwerk und Gewölben; so stehen sie vor mir. Ich denke an den hehren Montsalvage, den geweihten, unnahbaren Berg, der die wundersame Burg trägt für die Hüter des Grals und den überirdischen Tempel des Heiligtums. Saphirblau wölbt der Himmel ihm eine majestätische Kuppel. Rotes, leuchtendes Gold gießt die Sonne über ihren blauen Schmelz. Mit blitzenden Diamanten und Topasen, mit vielfarbig funkelndem Edelgestein sind Säulen und Wände der weiten Hallen übersät. Weiße, strahlende Kristalle decken den Estrich. Ueber mächtige Opfertische breiten Moos und Efeu smaragdene Samtdecken. Und

Hehre Stille liegt in dem Halbdunkel der engen Gruftkapelle. Kühl haucht es von den Wänden und der besternten Decke des Kreuzgewölbes hernieder. Treu und warm aber glüht das rote Licht der Ampel vor dem schlichten Altar im Chorwinkel. Sein Strahl ringt sich durch den Dämmer und sucht das schwarze Marmormal. Leuchtend hellt er die erzenen Königsinsignien, wie sie auf dem Marmor ruhn, leuchtend in goldenem Glanz. Ein Schemen verlöschter Herrlichkeit! Ich denke an den engen, morschenden Holzsarg, der in den Sarkophagwänden vor mir eingesenkt ruht und an das Bildnis, das er trägt: den Knochenmann mit der Hippe, wie er höhnisch zu mir herübergrinst. Da

fröstelt mir die Seele in der Stille und Einsamkeit des Totenkirchleins. Schwer legt sich mir der Dämmer der Grabgruft auf Auge und Herz. Und hinaus drängt es mich in lachendes Licht und warmes Leben. . . .

Die Sonne neigt sich den Höhen im Westen zu. Roten Schein gießt sie über das weiße Schneeland, drauf blaue Schatten sich dehnen von Baum und Gemäuer. Freien Flug nimmt das Auge über Hang und Fels, Feld, Tann und Tal. Hinauf bis zu



Die Schloßkirche im Winterkleide.

Tabens weißleuchtender Bergfriedhofkapelle auf hohem Felsenscheitel droben. Hinab bis zu den grauverdämmernden Moselbergen bei Trier drunten. Hinüber auch über die traute Talstätte hin zu Serviacus wildschönen Bergwäldern auf den in den Horizont aufragenden Felsenborden droben. Innig umfängt es die reiche Heimatschöne hüben und drüben, droben und drunten. Und ein warmes Leuchten glüht auf in seinem Blick...

Im Bergdorf aber, dem altehrwürdigen Castellum, schauen verwunderte Augen dem sonderlichen Fremdling nach, den es heute da hinauftrieb. Und der nun mit stillem Lächeln hindurchschreitet und frohem Herzen, das ihm reich und satt geworden auf sonnenfroher Winterfahrt durchs schöne Heimattal...

In der Zwölfnächte-Zeit.

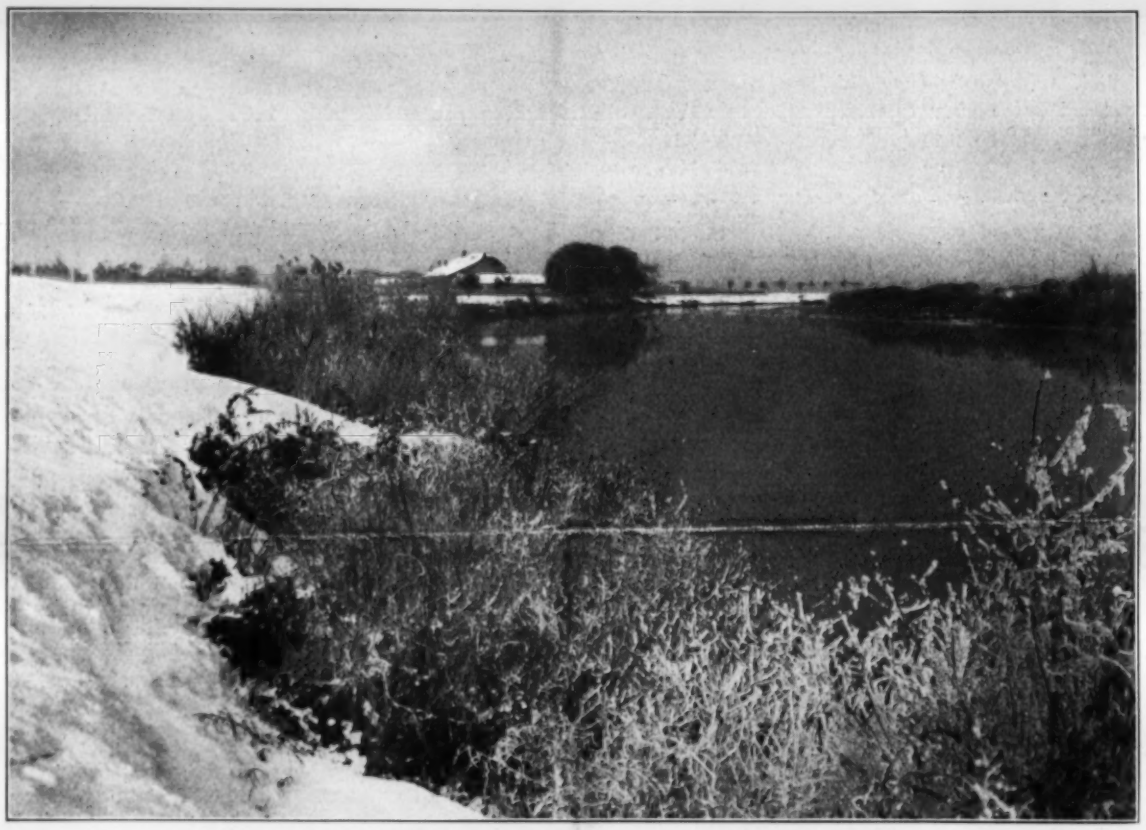
Um viele Züge in Volksglauben, Volksbrauch und Volkssitte unserer heimatlichen Weihnacht und der sie umkleidenden Zeit der heiligen zwölf Nächte in ihrem letzten zu verstehen, müssen wir suchend und forschend hineinschauen in die Urzeit unseres germanischen Volkes und die Wandelungen, die Glauben und Sitten nahmen mit der Christianisierung des heidnischen Germanentums, der dann eine an sinnigem und religiösem Gemüt so reiche Zeit des deutschen Mittelalters folgte.

Julfest-Weihnachten.

Die christliche Weihnachtsfeier fußt in Zeit, Sitte und Brauch voll auf der Wintersonnwendfeier des heidnischen Germanentums unserer deutschen Heimat. Die Erlösung aus der Winterstarre und Winternacht durch das mit der Sonnenwende am 22. Dezember stetig sich wieder steigernde Licht fand jubelnden Ausdruck in dem Julfest, das zu Ende Dezember und Anfang Januar durch zwölf Tage hin als Hauptfest der Germanen begangen wurde. Es galt dem Gott Freyr zu Ehren, dem Herren über Sonne und

Regen, dem Gott des Friedens, der Liebe und Fruchtbarkeit. Ihm war der immergrüne Rosmarinstrauch heilig, als Tier der Eber Gullinbursti, der Goldborstige. Und am Julabend wurde Gott Freyr ein mit Tannengezweig bekränzter Eber geopfert und das Julfeuer angezündet. In den germanischen Sippen und Volkschaften ruhte aller Streit. Die Familien und Sippen versammelten sich zu fröhlichen Gelagen. Mit Mistelgezweig geziertes Eberfleisch wurde als Festgericht auf die Tafel gebracht. Auch Tiergebäcke in den Formen von Pferd, Wolf, Hirschbock, Hase und Hahn gehörten zu diesen festlichen Kultmahlen. Zweige heiliger Holzarten waren in den Wohnräumen aufgehängt, um ihrer zauberkräftigen und segenbringenden Wirkung teilhaftig zu werden.

Und so ist es nicht schwer, in der weltlichen Weihnachtsfeier unserer Zeit mit ihren Geschenkgaben, dem immergrünen Weihnachtsgezweig von Mistel, Stechpalmen, Eibe und Buchsbaum, demGaben-und Lichterbaum der Tanne, dem Weihnachtsgebäck in den alten Tierformen, den Weihnachtsfestmahlen im Familienkreis und den weihnachtlichen Volksbräuchen, die sich an Licht, Feuer und unheilabwehrende und heilkräftige Bedeutung von zahlreichen Weihnachtspflanzen unserer Heimat knüpfen, die Grundzüge der einstigen, nunmehr aber ins Christliche umgedeuteten germanischen Sonnwendfeier wiederzufinden.



Weihnachtsstimmung im unteren Saartal.

Geistertreiben.

In der Zeit der heiligen zwölf Nächte hielten nach dem alten Germanenglauben auch die Götter ihre feierlichen Umzüge. Geisterheere unter der Führung Wodans, des Sturm- und Himmelsgottes und Seelenführers, zogen unheildräuend über die Lande dahin. Sie in besonderer Verehrung versöhnlich zu stimmen oder auch zur Abwehr ihres unholden Tuns wurden schon im Germanentum abergläubische Bräuche geübt. Nachklänge dieser sind die heute noch in vielen deutschen Gauen zu findenden Ausräucherungen mit geweihten Kräutern und Weihwasserbesprengungen von Haus, Stall und Garten in dieser Zeit.

Auch in unserer Saarbrücker Heimat ist der Glaube an das Unholdsdräuen oder die Vorbedeutung der heiligen zwölf Nächte noch stark lebendig. In der heiligen Nacht geht der Werwolf um, dieses grimme Unwesen, halb Mensch, halb Wolf, das tückisch sein Opfer anspringt, ihm das Genick durchbeißt und dann gierig sein Blut trinkt. — Auf dem Schornstein des alten, zerfallenen Hauses dort vor dem Dorf hockt der leibhaftige Gottseibeiuns im glühenden Höllenstaat. — In das Nachtdunkel krächzen schwarze Raben unheimlich aus der Höhe herab. — Auf den Friedhöfen treiben weiße Geistergestalten ihr unheimliches Wesen. — Aus Brunnentiefen bei versunkenen Kirchen- und Klosterstätten klingt leises Geläut dort versenkter, silberner Glocken. Beim Ludwigsberg zu Malstatt muß Fürst Ludwig von Saarbrücken zur Strafe für seine grausamen Hatzen auf Hirsch und Sau alljährlich in den Wochen um Weihnachten ruhelos jagen. — Die wilde Wodansjagd unserer Heimat um Saar, Blies und Nahe führt weithin durchs Land der gottlose, gegen Tier wie Mensch gleich herzharte Maldix. — Auch die „Lostage" mit dem Glauben, daß sich nach der Windrichtung der zwölf heiligen Nächte auch das neue Jahr segensreich oder unheilvoll gestalten werde, leben noch beim Landvolk unserer Saargegend fort. Erst der Tag der Heiligen drei Könige bringt die Befreiung von all diesem Geister- und Zauberbann.

Neujahrfeier.

Die deutschen Neujahrssitten der Reformationszeit zeichnet der Straßburger Poet Sebastian Brant in seinem Narrenschiff mit den Verszeilen:

Wer das Neujahr nicht geht anzusingen,
Kein' neuen Scherz weiß zu erzwingen,
Nicht Tannenreiser steckt ins Haus,
Der meint, er lebe das Jahr nicht aus,
Wie der Ägypter Glaube war,
Desgleichen, wem zum neuen Jahr
Nicht eine Schenkung wird getan:
Der fängt das Jahr nicht glücklich an.

In den gleichen Linien bewegt sich auch noch die Neujahrsfeier unserer Zeit und unserer Heimat. Wenn die letzte Stunde des alten Jahres ausschlug und dann durch die Lüfte ernst und schwer der eherne Mund der Glocken spricht, wird es an allen Ecken und Enden der Städte und Dörfer lebendig. Raketen steigen, Feuerwerk zischt auf, Schüsse krachen. Und über alle Plätze, Straßen und Gassen, von Haus zu Haus und von Mund zu Mund schallt es: „Prosit Neujahr!"

Die Silvesterfeier im häuslichen Kreise, die alle Familienmitglieder mit Freunden und Gästen in der Tischrunde um die dampfende Punschschüssel eint, gibt Anlaß zu allerlei Scherzen und drolligen Ueberraschungen. Eine beliebte Unterhaltung an diesem Abend ist auch in unserer Heimat das Bleigießen, das besonders von Mädchen geübt wird, um aus den seltsamen Gußgebilden die Zukunft zu lesen, vor allem Aufschluß zu erhalten über das erträumte und erhoffte Liebesglück. — Der verliebte Bursche zieht vor das Haus der Herzerkorenen und bringt ihr seinen Glückwunsch dar in dem Volksreim:

Ich winschen 'n glickliches neies Johr,
Lang se lewen, glicklich se sterwe,
Unn de Himmel se erwe!
Und darauf soll es Feuer geben!

dem dann dröhnende Schüsse folgen.

Am Morgen des Neujahrstages geht es allenthalben zwischen Nachbarn und Nachbarinnen und auf dem Kirchwege zwischen den Dorfbewohnern: „Prosit Neujahr!" „Vill Glick im neie Johr!" oder „Fanken et nau Johr gutt aan!" Die Kinder suchen ihre Paten auf und wünschen ihnen in Verslein ernster und drolliger Art das neue Jahr an, um dann mit einem Geldgeschenk, auf dem Lande aber mit dem stolz getragenen Neujahrs-Kuchenkranz oder einer entsprechenden Riesenbretzel, nach Hause zu ziehen.

Des öftern muß sich an jenem Morgen auch der Geldbeutel des Hausherrn und der Hausfrau öffnen, um all die zu beglücken und zu befriedigen, die ob ihrer größeren oder geringeren Dienstleistungen an uns ihren Dankestribut in Form eines Obulus heischen.

Dreikönigstag.

Den drei Magiern oder Königen, die dem Heiland zu Bethlehem die erste Huldigung des Heidentums erwiesen, hat das 7. nachchristliche Jahrhundert die Namen Caspar, Melchior und Balthasar beigelegt. Unsern Rheinlanden traten sie besonders nahe, als Rainald von Dassel nach der Eroberung Mailands im Jahre 1164 ihre Leiber von dort nach Köln bringen ließ, wo ihnen zu Ehren im 13. Jahrhundert der herrliche Schrein ihrer Reliquien sowie der majestätischste Dom Deutschlands erstand. Ueberaus volkstümlich wurden die Gestalten der Heiligen drei Könige im Mittelalter durch die sogenannten Dreikönigsspiele, welche die Festgeheimnisse des Dreikönigstages in Form geistlicher Festspiele darstellten. Nachklänge dieser finden sich noch besonders in dem „Dreikönig- oder Sternsingen", wie das bekannte Bild Ludwig Richters es uns so treuherzig und poesievoll festzuhalten wußte.

Das Dreikönigsingen wurde bis zum Weltkrieg auch noch in unserer Saarheimat vereinzelt geübt, so z. B. in Ensheim und Spittel. Als Könige verkleidete Knaben zogen am Vorabend des Festes, von der Dorfjugend begleitet, von Haus zu Haus, geführt von einem Knaben im Meßdienergewand, der einen goldenen Stern auf einer Stange trug. Die drei Könige sangen, zuweilen im Zwiegespräch mit ihrem Führer, eine Weise, die das Suchen der drei Magier nach dem Gotteskinde erzählte und die mit einem Bettel um eine kleine Gabe abschloß. Nach Beschenkung mit Nüssen und Geld durch die Hausbewohner zogen die Sänger dann weiter. — Bei den Landleuten unserer Heimat herrschte früher vielerorts die Sitte, die Namen der Heiligen drei Könige in der Form

† K † M † B

an die Küchentür oder auch am Scheunentor anzuschreiben, um darin das Haus unter den Schutz der Heiligen gegen Krankheit und Brandgefahr zu stellen. — Die Anrufung der Heiligen drei Könige gegen die Fallsucht rät der „Geistliche Schild", jenes abergläubige fromme Gebetbüchlein unserer Heimat, mit den Worten: „Wer diese Namen der Heiligen drey Könige bei sich trägt, der wird behütet vor der fallenden Krankheit." — Eine Schenksitte des Dreikönigstages in einzelnen Dorfschaften der Saar ist das Zubringen des sogenannten „Kinnik" durch junge Mädchen an ihren Schatz. Das dem Geliebten verehrte Geschenk besteht zumeist in einer Binde, einem Halstuch oder einem selbstgefertigten und gestickten Taschentuch. —

So ist es gar viel des Geheimnisvollen und Frohen, was die Zeit der heiligen zwölf Nächte an Volkstümlichem unserer Heimat noch umspinnt. Wahres und Echtes mit Zauberischem und Abergläubischem umwoben. Alles aber in eins geschlossen und verklärt durch den goldenen Schimmer tiefen und innigen deutschen Gemütslebens. . . .

Ein Schmuckstrauch unseres Winterwaldes.

Die Hülse ist es, im Volksmunde gewöhnlich nur Stechpalme oder auch Stecheiche genannt, in der botanischen Benennung mit Ilex aquifolium bezeichnet. In seinem krausen, firnisglänzenden Blätterwerk und den Fruchtständen der rotleuchtenden Beeren bildet der Strauch ein prächtiges Schmuckstück unserer winterlichen Bergwälder an der unteren Saar. Doch gerade der Dezember ist auch der Leidensmonat der Stechpalmbüsche dort. In Mengen wird ihr Geäst dann von Unbefugten geschnitten, und ganze Traglasten werden von gewinnsüchtigen Waldfrevlern heimlich an interessierte Marktfrauen und Blumenhändler in Stadt und Land verkauft. Die Stechpalmenruten gelangen als Weihnachtsgezweig lose oder in Grünsträuße eingearbeitet zum Verkauf. Die Polizeiverordnungen des Regierungspräsidenten von Trier haben die Hülse als Naturdenkmal unserer Heimat ausdrücklich unter vollen Naturschutz gestellt.

Die Stechpalme bildet stark verästelte Sträucher von 1 bis 7 Meter Höhe. In freien Lagen wächst sie sich zuweilen jedoch auch zu Hochstämmen von 10 Meter aus, die einzelnerorts selbst kleine Ilex-Bestände inmitten des Hochwaldes bilden. Die harten, kahlen und immergrünen Blätter sind eiförmig, spitz, dornig gezähnt und enden in einem scharfen Dorn. Eigentümlich ist ihnen, wie sie bei den Hülsenhochstämmen die Buchten, Zacken und Stacheln verlieren und die einfache, vornehme Umrißform der Blätter des Lorbeerbaumes annehmen mit nur noch sanft gekrümmter oder fast ebener Blattspreite. Seltsam wird das Licht von den lederartigen, wellig aufgebogenen Blättern der Büsche zurückgeworfen, die in sattgrünem Firnisglanz lebhaft aufleuchten. Malerischer noch wird ihr Bild gestaltet durch die reichen, weißen Blütentrugdolden des Mai, denen dann im Herbst und Winter die prallen, korallenrot leuchtenden Beerenfrüchte folgen.

Wildwachsend treffen wir den Hülsenstrauch in unserer engeren Heimat allenthalben in den felsigen Bergforsten der unteren Saar vom Mettlacher Tunnelberg an abwärts mehr oder minder zahlreich an, so besonders auch in dem Naturschutzgebiet des wildromantischen „Urwaldes" von Taben. Darüber hinaus fanden wir Ilex aquifolium an verschiedenen Stellen des Hunsrück; in der Eifel; in der Pfalz in dem Schutzreservat des Ilex-Gartens auf den Fladensteinen im Bundenbachtal; in den Hochvogesen.

Als Zeichen der Schenken und Straußwirtschaften dient Hülsengezweig allgemein in Schwaben, der Schweiz und in Oesterreich. Als Weihnachtsgezweig gilt die Stechpalme besonders in England, wo der Strauch den Namen holly trägt. Zum Christfest werden hier die Haustüren mit Ilexzweigen besteckt, in den Fleischerläden alle Waren mit Stechpalmbüscheln geziert.

Möge der wildwachsenden Hülse unserer Saarheimatberge aber in Natursinn und Wertung urwüchsiger Heimatschöne weitgehendste Schonung und Betreuung erwachsen und darin ein sinnigeres Schutzmotiv noch werden, als Viktor Scheffel es andeutet in seinen dem Stechpalmreis geltenden Versen:

Der Blätter Kranz in stillem Glanz
Die reifende Frucht beschützet.
Die fremde Hand, die ohn' Verstand
Dran tastet, wird geritzet. th.

Wintersonnensieg.

Weit schleift sein Netz der Nebelmann
Mit kalter Fergenhand.
Es lastet starr ein dumpfer Bann
Im Wintermorgenland.

Da zuckt der Unhold wild empor,
Gepackt von Riesenfaust.
Zur Siegesfahrt aus goldenem Tor
Der Sonnenwagen braust.

Friede.

Leise Mondlichtwellen schweben
Nieder von dem Himmelssaum.
Weiche Silberhülle weben
Sie dem stillen Erdenraum.

Mit dem weißen Freudenkleide
Deckt die Mondnacht das Gefild.
Ueber sacht verwehtem Leide
Strahlt ein frohes Friedensbild.

Sanft auch meines Tages Wunde
Deine Hände schließen zu.
Kommst zu mir in stiller Stunde.
Reicher Trost von deinem Munde
Füllt mein Herz mit tiefer Ruh.